

# Bilder aus einer zerstörten Welt 71

**AUSSTELLUNG** Erlanger Studenten haben die Sperrzone rund um Tschernobyl besucht. Eindrucksvoll fangen ihre Bilder die Folgen der Atomkatastrophe von 1986 ein. Zu sehen sind die Aufnahmen derzeit im Pfalzmuseum.

VON UNSERER MITARBEITERIN PAULINE LINDNER

**Forchheim** – Am 26. April 1986 zerbarst einer von vier Atomreaktoren in der heute zur Ukraine gehörenden Stadt Tschernobyl. Man könnte leicht hin denken, dass die Folgen längst abgeklungen sind. Aber nein!

In der Jagdsaison 2013/14 beispielsweise wurde im Forchheimer Raum ein Keiler erlegt, der eine radioaktive Belastung von über 1400 Becquerel aufwies. Als Grenzwert für Nahrungsmittel hatte man schon 1986 eine Belastung von 600 Becquerel festgelegt. Das erlegte Tier musste als Sondermüll entsorgt werden.

„Die Fotos sind Zeugnisse einer untergegangenen Lebenswelt.“



Lilia Antipow  
Dozentin

Zeitgenossen erinnern sich sicher auch daran, dass das radiologische Institut der Universität Erlangen schon am 29. April 1986 und damit gerade einmal 24 Stunden nach dem Überhitzen des Reaktors einen rapiden Anstieg der Luftradioaktivität feststellte.

Dokumentiert hat diese Auffälligkeiten und ihre Probleme und Folgen eine Forschergruppe um Professor Witthuhn vom physikalischen Institut der

Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (FAU). Diese Fakten veranlassten Barbara Cunningham von der Energie- und Klima-Allianz Forchheim, eine Fotoausstellung der FAU zum Thema nach Forchheim zu holen. Die Ausstellung entstand aus den Fotos, die eine Studentengruppe im Mai 2015 in der Sperrzone rund um den havarierten Reaktorenblock machte.

„Die Fotos waren persönliche Erinnerungsstücke. Beim Sichten erkannten wir, das sie mehr sind. Die Fotos sind visuelle Zeugnisse einer Lebenswelt des 20. Jahrhunderts, die in einer Katastrophe untergegangen ist“, beschreibt es Lilia Antipow. Die Dozentin am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte mit Schwerpunkt Osteuropa sprach denn bei der Ausstellungseröffnung in Forchheim von einem „Pompeji des 20. Jahrhunderts“.

## Puppen im Kindergarten

Die Studenten waren zum Zeitpunkt der Katastrophe noch nicht geboren und haben laut Antipow auch keine besondere persönliche Beziehung zu dieser Region an Pripjat und Dnepr.

Umso mehr freut sie sich darüber, dass sich ihre Studenten intensiv mit dem Thema befassen haben und mit ihren persönlichen Fotos die Historie für die Besucher aufgearbeitet haben.

Philipp Winkler ist einer der Fotografen. Ihm stach beim Besuch der Sperrzone etwas besonders ins Auge. Weniger die Puppen in einem Kindergarten, auch nicht der Reaktorkomplex als solcher, sondern eine riesige Antennenanlage. Er schätzt sie auf 500 Meter Länge und 100 Meter Höhe. Die im Westen „Specht“ genannte Einrichtung diente der Abwehr von Interkontinentalraketen und war streng geheim. Die Besichtigungstour mit einem Führer



Der Vergnügungspark in Tschernobyl ist keinen einzigen Tag in Betrieb gewesen.

Repro: Pfalzmuseum Forchheim

führte die Studenten in die weniger belasteten Gebiete der 30-Kilometer-Sperrzone um den Reaktorkomplex, vor allem in die Wohnstadt der Reaktormitarbeiter Pripjat. Der Kulturpalast mit seinen Sportanlagen ist heute eine grün überwucherte Betonruine. Der Vergnügungspark mit Riesenrad war keinen einzigen Tag in Betrieb. Er sollte eigentlich am 1. Mai 1986 eröffnet werden – doch das Unglück fünf Tage zuvor machte diesen Plan zunichte.

Bis jetzt stehen die ungenutzten Wagen einer Karussellbahn inmitten von aufschießendem Gehölz. Die sozialistische Musterstadt ist auch im Zerfall noch deutlich zu erkennen. Antipow selbst hat ein eigenes Bild von der Katastrophe und ihren Folgen. Die damals 16-Jährige lebte

1986 im sibirischen Schwerindustriegebiet Kusbaz. Auch dorthin wurden Menschen aus dem Kiewer Raum evakuiert. „Wir bekamen erst Tage später Informationen. Erst im Mai sprach der damalige Staatschef Michail Gorbatschow im Fernsehen. Das war die Zeit der Perestroika. Man sah einen Zusammenhang mit der Krise im System und forderte mehr Offenheit anstelle des Schweigens zu den verbrecherischen Folgen.“

## Falsche Heroisierung

Sehr vieles wurde heroisiert, meint sie rückblickend. Beispielsweise sei der schnelle Tod vieler der sogenannten Liquidatoren nie in der nötigen Deutlichkeit benannt worden. Liquidatoren nannte man mehr als eine halbe Million Menschen, die

zur Eindämmung der radioaktiven Gefahren im Raum Tschernobyl eingesetzt waren. Das Reaktorunglück in der Ukraine war keineswegs das erste in der Sowjetunion. So wurde laut Antipow schon 1958 ein Reaktorunfall im Ural totgeschwiegen.

Die Katastrophe von Tschernobyl steht in den Augen Antipows aber auch für einen Anfang. Zum ersten Mal habe sich auch in der Sowjetunion so etwas wie ein Bewusstsein für ökologische Fragen und den Wert der Umwelt herausgebildet. „Es war ein Wendepunkt im Umgang mit der Umwelt“, betont sie.

Forchheims Oberbürgermeister Uwe Kirschstein (SPD) erinnerte die Besucher der Ausstellung an die „Atomkraft? Nein, danke!“-Plaketten, die auch in Deutschland eine Diskussion

über Energiefragen anstießen. Nach dem Unglück ist der havarierte Reaktor mit einem Sarkophag aus Beton von der Außenwelt abgeschirmt worden. Längst aber bröckelt dieser, so dass seit 2007 an einem größeren Schutzbau gearbeitet wird. Über 100 Millionen Euro steuert dazu auch die Bundesregierung bei. „Solche globalen Unfallereignisse lassen uns begreifen, wie fragil unsere Energieversorgung ist“, folgerte Kirschstein.

## Ausstellung

**Termin** Die Fotos aus Tschernobyl sind noch bis zum 14. September dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr im Gewölbekeller des Forchheimer Pfalzmuseums zu sehen.